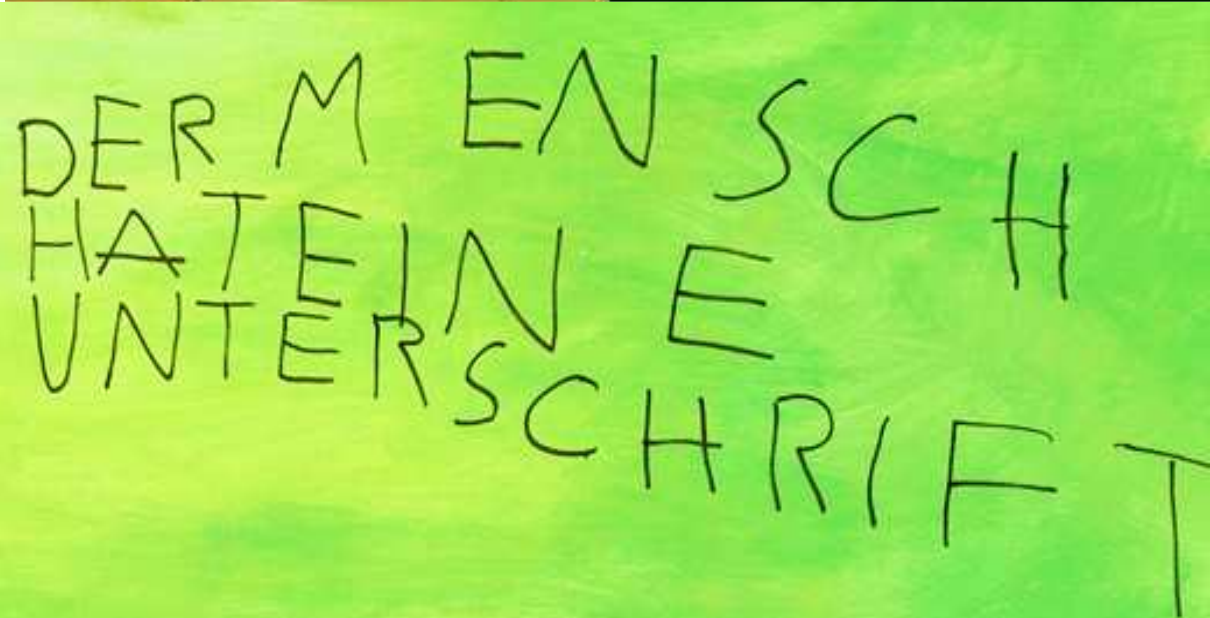




Ausbildung
bzw. Studium
zur/m staatlich
anerkannten
HeilpädagogIn
(SonderpädagogIn)

Heil- bzw. Sonderpädagogik



Heil- bzw. Sonderpädagogik Versuch einer Standortbeschreibung

Igersheim, 12. Sept. 2014

Dr. Dieter FISCHER

Heilpädagogik oder Sonderpädagogik – ein überflüssiger Streit?

oder aber: ein Einblick in eine wunderbare Erfolgs-Geschichte

Was anzieht, ist immer das Lebendige

Erich FROMM

Das voraus

Noch mehr als bislang müsste man die *Geschichte* der Heil- bzw. Sonderpädagogik einfach erzählen. Schier endlose Aneinanderreihungen von erlebten und erfahrenen, von glückhaften oder schmerzlichen *Geschichten* kämen hier zusammen.

Und *alle* wären dazu aufgerufen – jene, die sich vorwiegend theoretisch mit Fragen der Sonder- und Heilpädagogik auseinander setzen, solche, die sie von außen als Nachbarn oder als Gemeinde mehr oder weniger am Rande mit erleben und vor allem diejenigen, die Heil- bzw. Sonderpädagogik hautnah am eigenen Leib erfahren bzw. oft über Jahre hinweg sogar ertragen haben.

Nur vereinzelt, wenn auch immer häufiger melden sich die Letzteren zu Wort. Nicht selten überraschen sie mit Veröffentlichungen in Eigenregie. In kleinen und großen Geschichten, in Gedichten, in Romanen oder auch in autobiografischen Berichten machen Betroffene ihr Erleben und Erleiden kund. Sie erzählen von der Last ihres Lebens, beschreiben ihre Anstrengung, wie sie im ganz konkreten Alltag mit ihrer Behinderung, ihrer Krankheit oder ihrer Gebrechlichkeit zurechtkommen und sind nicht selten bestrebt, anderen mitzuteilen, dass sich das Leben „trotzdem lohnt“, so schwer es auch konkret sein mag - zumindest von außen gesehen sich so anfühlen mag.

Die herkömmliche Heil- und Sonderpädagogik nimmt von solchen Lebensäußerungen immer noch nicht hinreichend Kenntnis. Manchmal hat man den Eindruck, jene, die Hilfe benötigen - und diejenigen, die sie vorhalten bzw. anbieten, manchmal sogar sie sehr zögerlich nur gewähren oder aber auch nur sehr kühl professionell „verabreichen“, sind zwei sich letztlich nicht wirklich begegnende Gruppen und noch viel seltener gegenseitig hilfreiche wie auch sich achtende Partner.

Im neueren Sprachgebrauch, wohl auch in dem zu Grunde liegenden Konzept der Qualitätsentwicklung haben sie insofern ganz äußerlich miteinander zu tun, als die einen als *Kunden* oder *Nutzer* und die anderen als *Anbieter* sich vorwiegend geschäftlich - d.h. für die Dauer ihres Geschäfts - miteinander verbinden. Ihr Anliegen ist eingegrenzt auf das, worum es gemäß dem Vertrag – z.B. des Hilfeplans – oder auch der Pflegestufe geht. Konflikte bleiben dabei nicht aus, doch sie unterliegen dem Duktus dieser geschäftsmäßigen Konstellation, die vorwiegend nach wirtschaftlichen Vorgaben zu funktionieren hat und gemäß den Regeln eines sich perfektionierenden Sozialmanagements gehandhabt wird.

Der *konkrete* Vollzug jener Hilfen wird in allen Einzelheiten dokumentiert und entsprechend der jeweiligen (Pflege)Sätze abgerechnet, immer seltener wirklich gestaltet. Die mitlaufende Kontrolle reduziert Fehler oder auch Mängel; menschliches Versagen auf

der einen wie auf der anderen Seite ist jedoch nie gänzlich auszuschließen. Das jedoch, was wirklich fehlt, bleibt unbenannt und spielt in diesem „Geschäft“ eine immer geringere Rolle: die Liebe zum sich entwickelnden, zum lernenden, zum erlebenden wie auch zum leidenden Menschen.

Auf diesem Hintergrund eine völlig andere Geschichte zu erzählen und sie auch zu belegen, mutet schier antichronistisch an – und trotzdem erlebe ich es als Wohltat, sich mich ihrer zu erinnern. Fast möchte man wie in einem Märchen beginnen mit „Es war einmal...“.

Tatsächlich „war einmal“ in Würzburg eine sich zunehmend profilierende Einrichtung, von Dr. P. FLOSDORF ins Leben gebracht und zu einem leuchtenden Stern in der heilpädagogischen Szene entwickelt – und sie ist es heute noch: ein Haus für verhaltensschwierige und verhaltensgestörte Kinder wie auch Jugendliche und eine Ausbildungsstätte für zukünftige Heilpädagoginnen und Heilpädagogen in besonderer Weise bezogen gerade auf diese Gruppe.

Wer in die Frankfurter Straße 24 kam und das Glück hatte, dieses Haus – von Prof. MAHLKE höchst eindrücklich innen wie außen gestaltet –, Kinder wie auch deren „Helfer“ zu erleben, spürte: hier wird in hohem Maße höchst professionell gearbeitet, letztlich aber Heilpädagogik in all ihren eindrucksvollen Facetten mitmenschlich überzeugend und vielfältig bunt gelebt!

Sport, Werken und Musik zum einen, Selbstbestimmung, Kommunikation und Begegnung zum anderen waren (und sind!) schlichtweg Selbstverständlichkeiten. *Lebensqualität* durchzog alles – selbst wenn der Begriff damals noch nicht zum allgemeinen Sprachgebrauch gehörte (umso mehr aber bedeutete), und der fachliche Rat, die therapeutische Kompetenz wie auch die heilpädagogisch gewagte Nähe fundierten und ergänzten die jeweiligen Bemühungen aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – unabhängig von deren ausgewiesener spezifischer Profession.

Für Würzburg und weit darüber hinaus war und ist die Frankfurter Str. 24 eine Top-, ja eine im wahrsten Sinne „gute Adresse“; hier konnte und kann man Vertrauen fassen und hier bekam und bekommt man Vertrauen geschenkt. Nicht die Störung im Sinne eines Defizits stand bzw. steht im Mittelpunkt, sondern das gelebte Leben des einzelnen Kindes mit all seinen Bezügen und Beziehungen innerhalb und außerhalb des Hauses.

Dass Dr. FLOSDORF als Chef, nein: als Herz, Kopf und Seele des Ganzen sich auch als Gutachter und Autor einen nationalen wie auch internationalen Namen machte, ist mehr als einer Ergänzung wert. Erfolg in fast allen Bereichen – nicht nur in der Heil- und Sonderpädagogik – hängt wohl bei aller Mitmenschlichkeit vor allem von der *Reflexionsfähigkeit* ab, mit der jemand an seine Arbeit geht. Gerade in *kommunikativen* Berufen ist eine solche Kompetenz besonders zu fordern; wenn dann darüber hinaus noch konzeptionelle Entwürfe innerhalb eines solchen Hauses entstehen und solche von außen kommend kritisch wahrgenommen, überprüft und in das eigene Handeln übernommen werden. Bereichern diese, kann man nur von einem Glücksfall sprechen.

Zu einem solchen ist wohl die Einrichtung unter der Führung und Inspiration von Dr. FLOSDORF geworden – allgemein geachtet, weit über Würzburg hinaus wertgeschätzt und fachlich auf vielen Ebenen uneingeschränkt anerkannt wie auch als Vorbild gesucht.

In jener Zeit, als sich die Heilpädagogik in Würzburg in der dargestellten Weise ganz hervorragend entwickelte, entstand im Jahre 1970 eine parallele *Geschichte* auf staatlicher Ebene und unter staatlicher Regie – eine „heilpädagogische Zusatzausbildung für Erzieher und Erzieherinnen“ im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus.

Die Idee war, den damals noch bestehenden eklatanten Mangel an Sonderschullehrern vor allem für Kinder mit einer geistigen und/oder körperlichen, letztlich auch einer mehrfachen und psychischen Behinderung durch eine zweite Gruppe an heilpädagogischen MitarbeiterInnen auszugleichen und zum Teil auch zu ergänzen.

Ausgehend von der Überlegung, dass vor allem geistig behinderte Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung in einem erheblichen Maße retardiert und sie von da aus in einer gewissen Weise mit jüngeren Kindern vergleichbar seien, in der Folge auch ein diesen Kindern ähnliches und damit gemäßes Lern- und Bildungsangebot benötigen, griff man auf Erzieherinnen und Erzieher zurück, die bereits vielfache außerschulische wie auch vor allem unterrichtliche Erfahrung mit diesen Kindern in Schulen und/oder Tagesstätten sammeln und sich in dieser herausfordernden wie auch interessanten Arbeit über viele Jahre auch bewähren konnten.

Ihre anfangs *heilpädagogisch*, dann aber doch *sonderpädagogisch* genannte Ausbildung war dem späteren Tätigkeitsfeld „Schule“ entsprechend stark *didaktisch-methodisch* ausgerichtet und schwerpunktmäßig auf die Arbeit in der Schule für *Geistigbehinderte* abgestellt. Insofern müsste man sie eigentlich als eine *sonderpädagogische* Ausbildung charakterisieren. Ihre inhaltliche Verantwortlichkeit lag zu Beginn (1972) bei Prof. O. SPECK, die Konkretisierung und Weiterführung bzw. Weiterentwicklung bald bei mir – bis zum Jahre 1984. Es schien, als würden sich zwei „Systeme“ auftun, die innerlich vom Grundanliegen her verbunden nach außen gerichtet doch unterschiedliche Akzente setzten.

Die begriffliche und damit verbundene inhaltliche Unklarheit bzgl. jener neu entstandenen *Sonderpädagogik* rührt zum großen Teil aus der eigenen fachlichen Unsicherheit. Hatte man sich mit dem entwicklungsverzögerten und auch dem verhaltensschwierigen bzw. gestörten Kind schon länger fachlich auseinander gesetzt und *heilpädagogisch* relevante Erfahrungen gesammelt wie auch Hilfsangebote entwickelt, so stellten die als *behindert* zu bezeichnenden Kinder ein weitgehend unbewältigtes Problem dar, wollte man mit ihnen den allgemeinen Erziehungs- und Bildungsanspruch einlösen. Von ihm waren Fachleute wie auch bald Eltern überzeugt; im Bewusstsein der Öffentlichkeit wie auch in der Kultusbehörde entwickelte er sich allerdings höchst zögerlich (vgl. SPECK 1980) – vor allem, als es um die gesetzliche Fassung als *Anrecht* eines jeden Kindes, unabhängig von Schwere der Behinderung oder Ausformung der jeweiligen Schädigung, auf Erziehung und Bildung wie auch um dessen konkrete Umsetzung vor Ort ging. Nicht mehr das „heilende Momente“ oder auch nur die Ermöglichung der persönlichen Entwicklung des einzelnen Kindes, des Jugendlichen standen im Mittelpunkt, sondern die *Beschulung* - konkret als Pflege, Erziehung, Bildung und auch Therapie.

Ohne große Fantasie könnte man sich eine *Polarisierung* von Heil- und Sonderpädagogik vorstellen, deren Anliegen, Ziele, Inhalte und Wege sich kaum mehr kreuzen. Die Professionalitäten scheinen sich auseinander entwickelt zu haben und die Tätigkeitsfelder des einen wie des anderen kaum mehr für beide offen.

Tatsächlich war *heilpädagogisches* Arbeiten verstärkt dem *einzelnen* Kind gewidmet, während *sonderpädagogische* Arbeit in der Schule zu einem sehr hohen Anteil *Gruppen-* oder auch *Klassenarbeit* war. Und so ließen sich unschwer weitere Unterschiede neben vielen Gemeinsamkeiten ausmachen, was aber letztlich wenig für die konkrete Arbeit vor

Ort noch für das betroffene Kind weder erbracht noch erbringt.

Allein sinnvoll erschien es, sich gänzlich neu und intensiv vermehrt mit den sog. Schädigungs- bzw. Behinderungsbildern vertraut zu machen, gleichzeitig aber auch auf die Suche nach pädagogischen Hilfen zu gehen, um dem einzelnen behinderten Kind oder Jugendlichen zum einen *adäquate Lernhilfe* zukommen zu lassen als auch - zum anderen - via Inhalt und Zielen *notwendige Lebenshilfe* zu leisten. Der inzwischen fast zu einem Bonmot gewordene Satz von Hartmut von HENTIG (1985), Unterricht habe die Aufgabe, „die Sachen zu klären und die Menschen zu stärken“ – von mir durch den Zusatz erweitert: und das Leben zu lernen (FISCHER 1992) -, gilt ohne Ansehen der Person und deren jeweiligen Lebens- wie auch Lernbedingungen für jedes Kind, für jeden Jugendlichen tatkräftig wie auch fantasievoll einzulösen und zu gestalten.

War die *Heilpädagogik* lange Zeit jenen Kindern gewidmet, die aufgrund unterschiedlicher Ursachen vor allem Lebens-, Verhaltens- wie auch Lernschwierigkeiten zeigten, tat sich die *Sonderpädagogik* insofern leichter, als sie sich von Beginn an und zunehmend verstärkt vorwiegend um das Phänomen „Behinderung“ zentrierte. Die in den 70-er Jahren einsetzende Spezialisierung nach Behinderungen erbrachte eine Vielzahl an Fortschritten in Wissenschaft und Forschung, aber auch im Hinblick auf die konkrete Diagnostik und Förderung und schließlich Konzepte und Entwicklungen bezogen auf die Erziehung und Bildung behinderter Menschen – bis hin zu Versorgungssystemen institutioneller wie auch ambulanter Art. Unterstützt wurde diese Entwicklung zum einen durch die Erforschung immer wieder neu entdeckter und wahrgenommener Schädigungsbilder samt deren sie bedingenden Zusammenhänge wie z.B. das RETT-Syndrom oder das ADHS-Syndrom; eigene Selbsthilfegruppen sind u.a. der Beweis für Aktivitäten in dieser Richtung. Zum anderen haben aber auch die Psychologie wie auch die Pädagogik neue Schritte getan, sodass sich – nicht unabhängig von veränderten Fragestellung der Philosophie und Anthropologie (vgl. z.B. H. ROMBACH; M. MERLEAU-PONTY) - eben auch gänzlich neue Fragestellungen und Sichtweisen ergaben und heute immer noch ergeben. Der häufig zitierte *Paradigmenwechsel* kann als ein zentrales Beispiel hierfür stehen.

Der Traum, zumindest die mit der Spezialisierung verbundene Hoffnung nach zunehmend effektiverer Hilfe konnte sich nur sehr bedingt erfüllen. Dennoch: die heute schier in Verruf geratene exakte Diagnostik darf nicht unterschätzt werden, will man in einem *förderlichen* Sinne orientierungsfähig wie auch handlungstüchtig bleiben. Sie müssen wir beibehalten und auch weiter entwickeln – jeweils eingebunden in den sie bedingenden Lebens-, Lern- und Förderkontext.

Kaum eine Handlung, die sich speziell auf eine bestimmte Störung, eine Krankheit oder eine Behinderung bezieht, ist allein deswegen schon gleichzusetzen mit einem grundlegenden heil- oder sonderpädagogischem Tun, das sich selbst anders versteht und anderes bewerkstelligen will, als spezifische oder situativ bedingte Hilfe zu leisten, auch wenn deren Berechtigung keineswegs anzuzweifeln oder deren Notwendigkeit klein zu reden

ist. Heilpädagogische wie auch sonderpädagogische Arbeit ist *Befreiungs- und Bildungsarbeit* in einem. Der mit einer Behinderung lebende Mensch soll lernen, *mit* dieser Behinderung zu leben und gleichzeitig *mit* der Welt, in die er hinein geboren ist wie jeder andere.

In der heutigen Diskussion gibt es eine Tendenz, nicht mehr präzise zwischen Heil- und Sonderpädagogik zu unterscheiden, am liebsten jene „Bindestrich-Pädagogik“ (W. BÖHM) gänzlich fallen zu lassen. Aus der Sicht einer sich als *kompetenz-orientiert* verstehenden Sonderpädagogik (z.B. HAUPT 1976) wird der „alten“ Sonder- oder Heilpädagogik fast wie in einem Reflex „Defizit-Orientierung“ vorgeworfen. Anstatt auf therapeutische Hilfe oder gezielte Förderung zu setzen, spricht U. HAUPT von „Lebensenergie“, die in einem Kind waltet, die ihm mögliche Zugänge zur Welt finden lässt (Konstruktivismus) und es auch zum Organisator wie auch zum Initiator seiner eigenen Entwicklung postuliert und werden lässt.

Die augenblickliche Auseinandersetzung scheint theoretisch mit dieser Diskussion nur mit Mühe jene Polarisierung zu überwinden und neue Wege zu weisen, die uns in den 70-er und 80-er Jahren vor Ort bzgl. der heil- bzw. sonderpädagogischen (schulischen) Arbeit mit geistig, körperbehinderten und mehrfach behinderten Kindern und Jugendlichen befasste. Die Dominanz der Behinderung hat innerhalb der gesellschaftlichen Auseinandersetzung sogar zugenommen, wenngleich der Rollstuhl inzwischen als ein allgemein anerkanntes Vehikel und Signum gilt oder auch behinderte Sportler bis hin zu den Paralympics Anerkennung und Zuspruch finden. Das innerpsychisch belastete, „nur“ im Lernen beeinträchtigte, in seiner Entwicklung bedrohte oder in seinem Verhalten aus dem Rahmen fallende Kind ist zum Teil durch sein Individuumsein geschützt und dem gesellschaftlichen Befinden und Urteilen – von extremen Beispielen oder Vorfällen (z.B. der Gewalt) abgesehen – weitgehend entzogen. Es tritt selten als Gruppe auf - und für diese Kinder oder Jugendliche braucht man auch selten nur ein eigenes Haus, eine Werkstatt oder ein Heim. „Klinik“ oder Krankenhaus wären gültige Chiffren, die die Betroffenen vor einer ihnen abträglichen Stigmatisierung in Schutz nehmen und ihnen Dach wie auch Hilfe gewähren.

Ohne mich weiter auf die hier erwähnte Begriffsdiskussion samt der Frage nach der Wirksamkeit einer Spezifizierung der Heil- bzw. der Sonderpädagogik weiter einzulassen und ohne mich mit der wieder neu aufflammenden und zum Teil auch erschreckend zunehmenden Behindertenfeindlichkeit zusätzlich auseinander zu setzen, sei zum Schluss die vorhin begonnene *Geschichte* jener Begegnung und Verknüpfung schlicht zu Ende erzählt.

Im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums München wurde 1980 eine Kommission berufen, um einen „einheitlichen“ (nicht aber vereinheitlichten) Lehrplan für die Fachakademien für Heilpädagogik zu entwickeln. Er sollte sowohl den Bedürfnissen und Anliegen der herkömmlichen Heilpädagogik als auch der neu entstandenen Sonder(schul)pädagogik und damit sowohl entwicklungsgefährdeten und verhaltensschwierigen Kindern als auch solchen mit einer Sinnes-, einer geistigen oder einer körperlichen

Behinderung gleichermaßen gerecht und nützlich werden.

Führend hierbei war Dr. P. FLOSDORF als Vertreter der Heilpädagogik unter Mitwirkung meiner Person als engagierter Vertreter der Sonder(schul)pädagogik für das geistig und mehrfach behinderte Kind.

Von Beginn an formulierten wir „*heilpädagogische Tätigkeitsfelder*“, die sowohl das therapeutische und entwicklungsfördernde wie das schulische Arbeiten mit behinderten Kindern bis hin zur Pflege gleichermaßen und gleichberechtigt einbezogen. Der Grundgedanke dieser gemeinsamen und Gegensätze vereinenden Arbeit allerdings war ein anderer. Ausgehend von der „heilpädagogischen Beziehungsgestaltung“ (FLOSDORF) versuchten wir auch die Behinderung weder schwerpunktmäßig als defizit- noch als kompetenz-orientiert zu verstehen, sondern als Erschwerung oder auch nur als Veränderung jener Beziehungsgestaltung – zu sich, zu anderen wie auch zur Welt. Mit diesem Gedanken konnten wir sogar M. HEIDEGGER und seinem Grundgedanken entsprechen, dass wir Menschen „*in der Welt*“ leben (*ins Dasein* geworfen wurden) und zu einem gestalteten wie auch verantwortlichen „*Mit-der-Welt-Sein*“ (*mit der Welt zu leben*) – als Aufgabe der Pädagogik - kommen müssen.

Mir selbst kam dieser Gedanke wie *befreiend* vor – eine Lösung, nach der ich schon lange auf der Suche war. Aufgrund zahlreicher wie auch verschiedenartiger Erfahrung im Unterricht mit unterschiedlich behinderten Kindern und Jugendlichen fielen mir schon bald jene Kinder auf, die mit ihrer Behinderung und in Folge mit ihrem „*Sosein*“ sehr gut zurecht kamen, die sowohl zu sich als auch zu anderen und vor allem zu ihrer Welt einen guten, d.h. einen lebendigen, erfüllenden, manchmal sogar einen kreativen Kontakt herstellen und auch leben konnten und eigentlich keiner besonderen heilpädagogischen Betreuung oder sonderpädagogischen Förderung bedurften; daneben allerdings beschäftigten mich immer wieder jene Kinder, die über ihre Behinderung hinaus oder auch auf Grund ihrer Behinderung gerade dieses Beziehungs- oder besser noch: dieses Bezogenheitsmoment aus den unterschiedlichsten Gründen weder erbringen noch leben konnten.

Und so entstand in sehr engagierter, wenn auch monatelanger Arbeit ein „Lehrplan für Fachakademien“ (München 1983), der in ganz Deutschland und darüber hinaus Respekt, Anerkennung und Wertschätzung fand und auch heute noch – wenn auch mit gewissen Veränderungen und Differenzierungen – als Grundlage zur Ausbildung von HeilpädagogInnen an Fachakademien dient. Weiterhin besteht zumindest in Bayern noch die berufsbegleitende „Sonderpädagogische Zusatzausbildung“ mit dem Berufsziel „heilpädagogischer Förderlehrer“ an Sonderschulen mit dem vorhin bereits erwähnten didaktisch-methodischen Schwerpunkt. Doch auch diese Ausbildung hat sich unter dem Einfluss jenes Lehrplans für Fachakademien für Heilpädagogik und besonders unter dem inhaltlichen Moment der „Beziehungsgestaltung“ (FLOSDORF) spürbar verändert und an Qualität gewonnen.

Das Phänomen der *Beziehung* bzw. der Gestaltung von Beziehungen hat sich unter Barbara FORNEFELD – in Fortführung von Martin BUBERs Begegnungspädagogik - zu einem derzeit allseits diskutierten Modell weiterentwickelt und ist im Kontext der Phänomenologie zu einem eigenständigen, wenn auch nicht unwidersprochenen Gesamtkonzept heran besonders im Hinblick auf die pädagogische Arbeit mit schwer und schwerst behinderten Kindern und Jugendlichen heran gewachsen („Erziehung als elementare Beziehung“).

Anstatt diese Gedanken zu vertiefen, sei der ausgearbeitete Text eines Vortrags angehängt, den ich in WIEN (2002) hielt und der unter dem Aspekt von „Professionalität und Mitmenschlichkeit“ einen knappen Überblick versucht, aber auch Perspektiven entwickelt, was Heil- bzw. Sonderpädagogik heute als Aufgaben wahr nehmen könnte, wo ihre Schwerpunkte liegen, aber auch wo ihre Gefahren bzw. Grenzen zu suchen sind. Dieser Text sei in Wertschätzung der Lebensarbeit

von Dr. Peter FLOSDORF anlässlich des 30-jährigen Jubiläums der Fachakademie in Würzburg, dessen Begründer Herr FLOSDORF ist, ihm in Dankbarkeit wie in Verbundenheit von Herzen gewidmet – wohl auch in der *gemeinsamen* Überzeugung, dass jeweils „das Lebendige es ist, was Menschen anzieht“ (nach Erich FROMM), was sie „in Beziehung“ (FLOSDORF) hält und zu einem „verbindlich gelebten Leben“ (FISCHER) führ

Dieter FISCHER

Nachfolgende Faktoren erschweren bzw. bedrängen eine überzeugende wie auch zielführende heilpädagogische Arbeit mit benachteiligten, behinderten, schwierigen oder kranken Menschen und fordern zu einem kritischen Um- bzw. Nachdenken heraus:

- . die **Globalisierung** bei gleichzeitigem Verlust an Individualisierung
- . die **Ökonomisierung** bei gleichzeitiger Gewinn-Maximierung
- . der **Bedeutungsverlust** von Erziehung und Bildung
- . die **Dominanz gesellschaftlicher Problemfelder** wie Energie, Migration, Arbeit, Renten...
- . die **Präferenz auf Ausbildung statt Bildung** und lebenslangem Lernen
- . die **Reduzierung von Solidarität** bei steigendem Selbstbezug bzw. Egoismus
- . der **Verlust bzw. „Verzicht“ auf Transzendenz** und metaphorischem Denken
- . aber auch **Distanz zu traditionellen Werten** mit einhergehendem sich veränderten Menschenbild
- . bei gleichzeitiger **Hoffnung auf Bereitschaft** zu (mehr) **Integration und Inklusion**

Das sind (die) Schwerpunkte heilpädagogischer Arbeit:

- (1) Menschen auf ihrem Weg durchs (ins) Leben zu begleiten
- (2) Kompetenzen entwickeln, zu fördern und zu sichern
- (3) Sinn zu finden, wo immer möglich, wie auch Sinn zu stiften

Literatur:

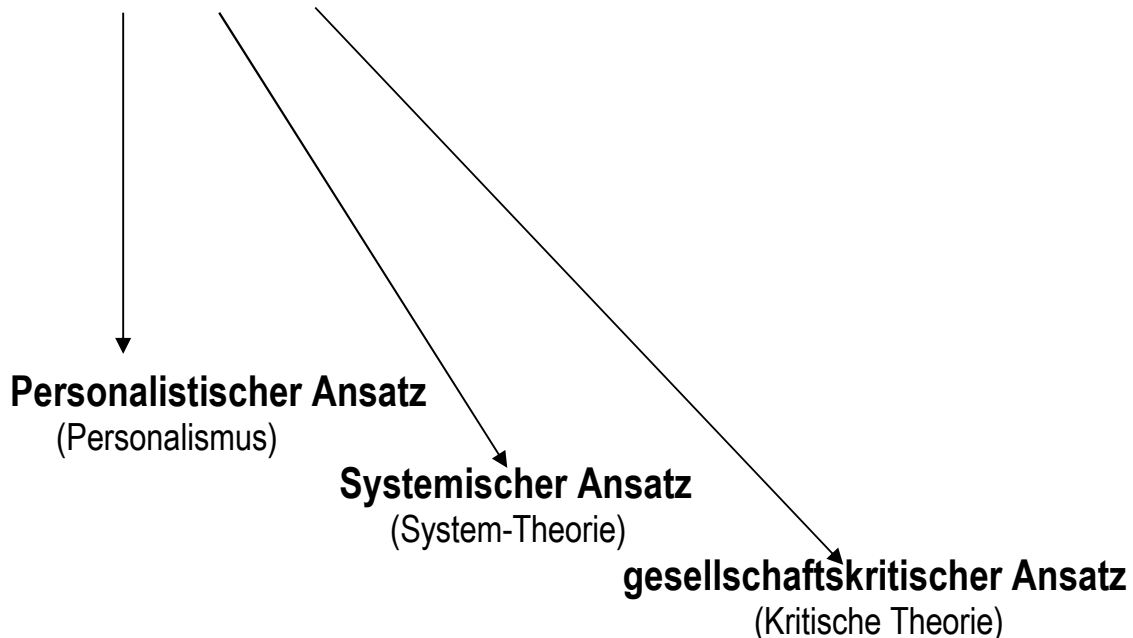
- AHRBECK, Bernd: Umgang mit Behinderung. Stuttgart 2011
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (Hrsg.): Lehrpläne für die F.A. für Heilpädagogik. München 1983
- FISCHER, Dieter: den Dialog suchen. Würzburg 1999
- FISCHER, Dieter: und trotzdem: Lernen. Würzburg 2000
- FISCHER, Dieter: Heilpädagogik – ein Versprechen. Würzburg 2010
- FLOSDORF, Peter (Hrsg.): Der erzieherische Umgang als heilpädagogische Beziehungs-Gestaltung. In: Theorie und Praxis stationärer Erziehungshilfe. Band 2. Freiburg 1988, 111-128
- KOBI, E. Emil: Heilpädagogik als Daseinsgestaltung. Luzern 1988
- SPECK, Otto: System Heilpädagogik: Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München 2008

HEILPÄDAGOGIK fühlt sich jenen verpflichtet, die „sich selbst nicht forthelfen können“

Joh. H. Pestalozzi

Heilpädagogik

(1) Drei unterschiedliche Konzeptionen



(2) Heilpädagogisches Arbeiten:

- (1) als **antwortendes** Tun - und
- (2) als **intentionales** Tun

(3) Heilpädagogische Grundannahmen

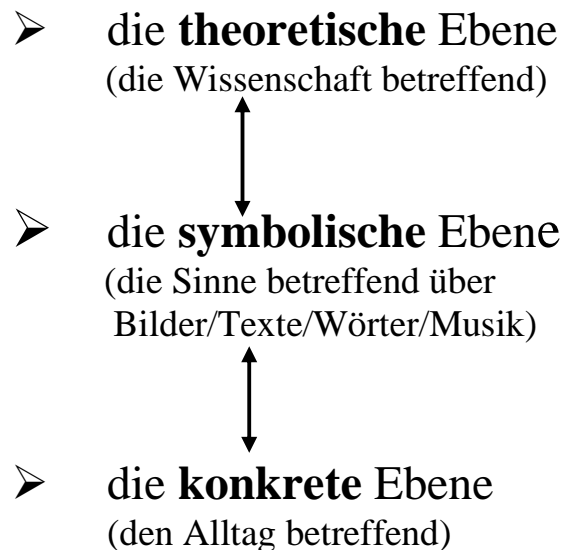
- Der anthropologische Fokus ist der „im-perfekte“ Mensch
- Risiko und Scheitern gelten als „Seinsweisen“ des Menschen
- Jede menschliche Existenz trägt Sinn bzw. Sinnkerne in sich
- Heilpädagogische Begleitung sieht sich als Arbeit auf dem Wege
- Im Gewinnen von Identität erlebt der einzelne Mensch seine Stärke
- Die ihm eigene Schwäche wie dessen Begabung sieht die HP als Aufgabe
- Im alltäglichen Miteinander wachsen Menschen an dieser ihrer Aufgabe
- Die gesellschaftliche Einbindung als Fundament jeder heilpädagogischen Bemühung
- Die Arbeit mit Angehörigen fundiert den anzuzielenden Erfolg

(4) Heilpädagogische „Adressaten“

- (1) Die „Klienten“ - (2) die MitarbeiterInnen - (3) die Angehörigen –
- (4) die Gesellschaft - (5) die Wissenschaft und Forschung

Kennzeichen
professionellen Arbeitens
in der Heilpädagogik
mit kranken, behinderten und/oder alten Menschen

**Wir arbeiten immer auf *mehreren* Ebenen –
nie nur auf einer, wollen wir Menschen
in ihrem Bedürfen gerecht werden:**



Ziel heilpädagogischen Handelns ist es,

mit Betroffenen wie deren Bezugspersonen vorhandene Potentiale aufzuspüren, diese zu fördern und die Entwicklung der jeweiligen Person zu unterstützen. Hierbei gilt es insbesondere, eine möglichst *gute Beziehung* zur eigenen Person, zu anderen Menschen, zur Sach- und Umwelt wie zu ideellen Werten zu erreichen. Basis allen Bemühens ist die *dialogische Beziehung*. Arbeitsfelder darüber hinaus sind auch *Prävention*, *Rehabilitation* und eine aktive *Unterstützung* sozialpolitischer und gesellschaftlicher Belange.

**Wir müssen lernen, den Menschen weniger auf das,
was er tut oder lässt, als auf das, was er leidet, anzusehen.**

Dietrich BONHOEFFE

Beispiel eines heilpädagogischen Problemfeldes – begabt und doch ‚behindert‘?

Wir malen

- I Wir sitzen im ~~Zimmer~~ⁱⁿ und malen. Mein Bruder malt eine Straße mit Häusern und Autos.
- I ~~Sie~~ malt auch einen Bus, eine Bahn und ein Rad. Was tut er jetzt? Er malt noch einen
- I Mann und eine Frau mit einem Kind. Das Kind
- II hat eine Puppe, aber ohne Kopf. Oder ~~sieht das~~
- I ~~kurz so~~ auf?

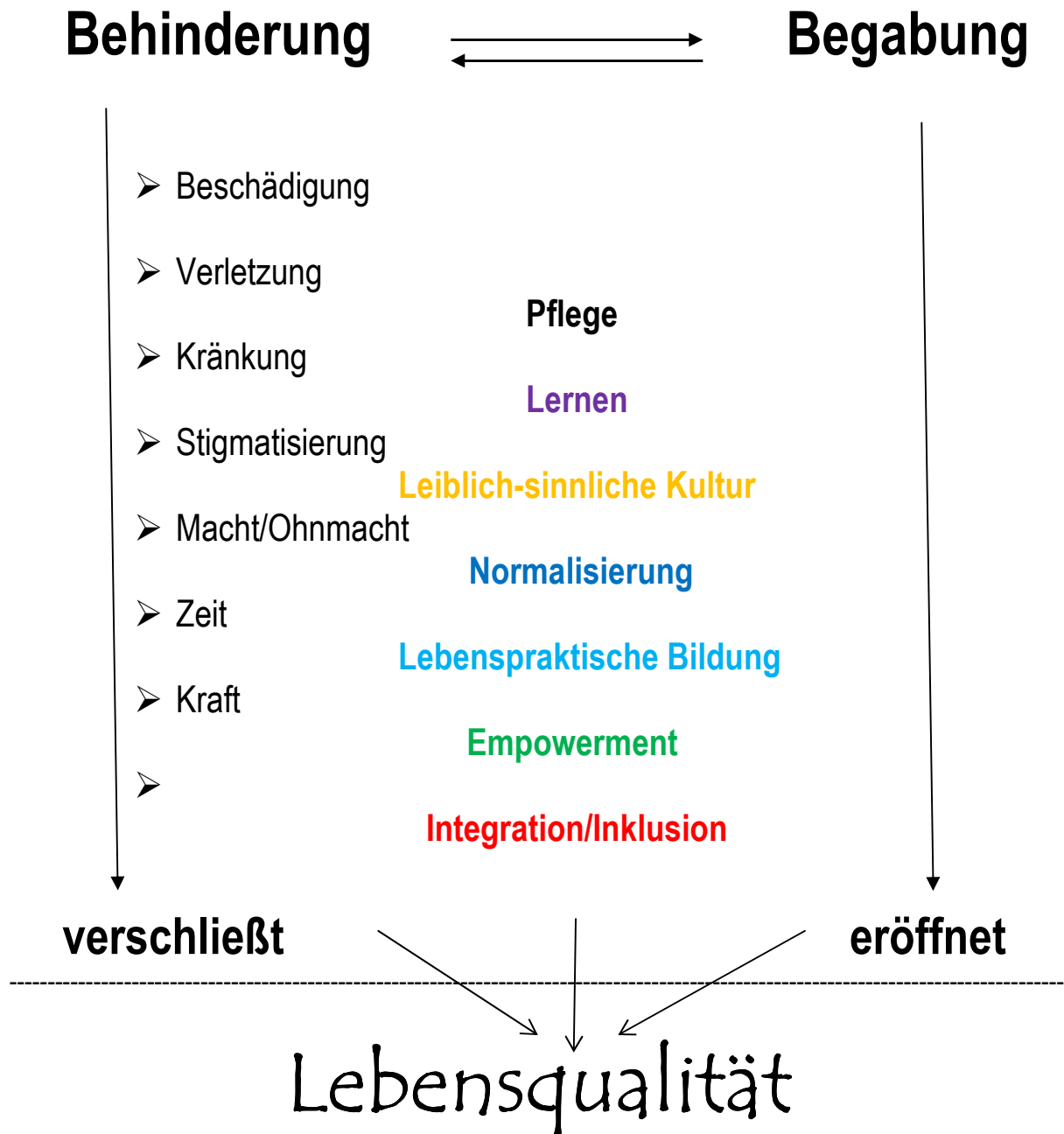
sitzen sitzen sitzen, Mann Mann Mann,
sieht sieht sieht

Schüler spielen

Heute Morgen saßen die Mädchen und Jungen am Tisch und spielten Schule. Sie nahmen Bücher und lesen und lehrten. Ralf gab seiner Schwester ein Buch. Sie nahm es und liest laut vor. Aber das war alles nicht richtig. Sie macht viele Fehler. Ralf spielte den Lehrer und rief
»Du machst zu viele Fehler. Aber vielleicht kannst du besonders gut Rechnen.« Jedoch auch das ging nicht so gut. »Ich will nicht mehr rechnen. Ich will malen. Dabei kann mir nichts passieren.«

Leon – 10 Jahre

Heilpädagogik



Die Definition der WHO lautet:

„Lebensqualität ist die subjektive Wahrnehmung einer Person über ihre Stellung im Leben in Relation zur Kultur und den Wertsystemen, in denen sie lebt und in Bezug auf ihre Ziele, Erwartungen, Standards und Anliegen.“

SORGE und FÜRSORGE

zur SORGE

- Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das sich bewusst *sorgen* kann
- ‚Sich *sorgen*‘ und ‚sich *Sorgen* machen‘ sind zweierlei
- Im *Sich-Sorgen* geht der Mensch über seine Gegenwart hinaus
- Mit *Sorgen* lässt sich die Zukunft jedoch nicht bezwingen
- Mit *Vor-Sorge* allerdings kann man die Zukunft ein Stück weit beeinflussen
- Die *Selbst-Sorge* gilt als Dreh- und Angelpunkt einer autonomen
Persönlichkeit

zur FÜRSORGE

- *Fürsorge* ist eine Fähigkeit des Menschen, einem anderen wie auch sich selbst zur Hilfe zu kommen
- *Fürsorge* ist eine Leistung der Menschen, sich beim Selbstwerden gegenseitig zu unterstützen
- Es gibt *zwei* verschiedene Formen der *Fürsorge*:
die *einspringende* Fürsorge und die *vorausspringende* Fürsorge
- die *einspringende* Fürsorge überlässt dem anderen keinen Raum zur Selbstgestaltung
- die *vorausspringende* Fürsorge ermöglicht dem anderen Raum zur Selbstgestaltung

...die *zärtliche* Fürsorge ist der *mit-leidende* EROS, der mit dem anderen mitfühlt und kommuniziert, der sich nicht im Genuss des eigenen Impuls verausgabt, sondern sich beim anderen in Zuwendung und Liebe ausruht. Deshalb wollen *zärtliche* Fürsorge und Sorge dem Mitmenschen Beachtung schenken, seine Struktur berücksichtigen, ihm und seiner Lebens-geschichte Aufmerksamkeit zeigen und zusammen mit ihm wachsen.

Aus bzw. nach - BOFF, Leonardo – Zärtlichkeit und Kraft. Düsseldorf 1983, 30/31 ff

Behindert sein und trotzdem selbstbestimmt leben? Utopie oder doch (machbare) Wirklichkeit?

Anmerkungen zu mehr **Selbständigkeit** für schwerst behinderte Menschen

Behinderung gilt allgemein als **Begrenzung** in der eigenen **Daseinsgestaltung**, stiftet Abhängigkeit und fordert zahlreiche Hilfeleistungen unterschiedlicher Art. Dass diese heute meist gegeben sind, kann als Leistung eines neuen gesellschaftlichen Bewusstseins wie auch als Ausdruck eines als sozial verstehenden Staates verstanden werden.

Die damit einher gehende **Abhängigkeit** hat den **Fürsorgegedanken** einseitig erblühen zu lassen, ohne hinreichend nach dem **Bedürfen** der einzelnen Menschen zu fragen, anstatt in **Abstimmung** mit ihnen „**Lebensqualität**“ zu definieren.

Als **Gegenreaktion** ist das vermehrte Einfordern von **Mit- und Selbstbestimmung** zu verstehen, das in einem neuen Verständnis von **Autonomie** jedes Menschen seinen Topos sieht.

Menschen mit Behinderungen so zu helfen, dass ihnen die **Gestaltung ihres Lebens** unter Berücksichtigung ihrer **berechtigten Ansprüche** auf **Selbst- und Mitbestimmung** gelingt, zählt mit zu den aktuellen wie auch zentralen Herausforderungen einer **modernen Behindertenhilfe**.

Um vom *Wünschen* wirklich zum entsprechend gelebten Alltag zu kommen, ist die *Umsetzung* jenes hohen Gedankengutes notwendig. Es sind also Mitarbeiterinnen wie auch Institutionen und Dienste gefordert, die sich dieser neuen Aufgabe zu stellen bereit wie auch fähig sind und sie auf unterschiedlichste Weise zu verwirklichen versuchen – immer eingedenk, dass Bedürfnisse und Wünsche nicht das letzte Ziel von uns Menschen sind.

Fragen nach der Autonomie behinderter Menschen sind demnach immer auch **Anfragen an die Autonomie der MitarbeiterInnen und deren Vorgesetzten** selbst.

An jenem Tag für „Gäste von außen“ wie auch an die teilnehmenden M.A. soll dieser Zusammenhang *methodisch vielgestaltig* (Referatsanteile, Aufgaben zum Selbstversuch, Partnerarbeit und Filmausschnitte) erschlossen und **bewusst** gemacht werden. Dabei gilt es nach **konkreten Möglichkeiten** für den Alltag zu suchen, wie auch sich an jene **Grenzen** heran zu wagen, die ebenfalls zu beachten und anzuerkennen sind.

Jeder Versuch, sich auf neue Wege einzulassen, schließt das **Risiko** mit ein, ohne die es keine neuen Wege geben kann. Die Behinderung soll dabei keineswegs „klein geredet“ werden; das Überraschende hierbei - **bei aller Konkretheit**: Nichts ist wirksamer als ein entsprechendes **Menschenbild**. Es ist Grundlage für alles, was wir tun und lassen, was wir wagen und an dem wir arbeiten

Es kann festgehalten werden, dass **Selbstbestimmung** um jeden Preis, abzulehnen ist. **Selbstbestimmung** ist nur dann legitim, wenn die Bedürfnisse und Interessen der Mitmenschen in den eigenen Entscheidungen berücksichtigt werden. Oder, anders ausgedrückt: Das Recht auf **Selbstbestimmung** findet immer dort seine Grenze, wo dadurch die Rechte wie auch die Bedürfnisse anderer Menschen Schaden nehmen. (D.F.)

Wer behinderten Menschen helfen bzw. sie begleiten will, sollte „den Menschen“ (auch sich) *gut* kennen:

- (1) Menschen haben einen persönlichen Namen
- (2) sie sind Mädchen oder Junge, Mann oder Frau
- (3) sie nehmen die Welt auf ihre Weise wahr
- (4) sie haben eine eigene Meinung –
von sich, vom Leben und vor den Welt
- (5) sie verfolgen eigene Ziele und bewegen sich auf Ziele zu
- (6) sie sind Botschaft und haben nicht nur eine Bedeutung
- (7) sie sind sich eine Aufgabe und wollen Aufgaben haben
- (8) sie wollen gut sein und etwas bewirken
- (9) sie haben Fragen und suchen nach Antworten
- (10) sie besitzen eine Körper- und eine Intimsphäre
- (11) sie erleben und erleiden – und sammeln Erfahrungen
- (12) sie wollen sein wie kein anderer – und
- (13) sie möchten gerne sein wie jeder anderer
- (14) sie werden schuldig und hoffen auf Versöhnung
- (15) sie bedürfen des Trostes und vermögen zu trösten
- (16) sie erwerben eine eigene *Lebensgeschichte*
- (17) sie besitzen eine individuelle *Lerngeschichte*
- (18) sie haben eine persönliche *Liebesgeschichte* - und
- (19) sie kennen eine eigene *Leidensgeschichte*
- (20) gehören einer Familie, Freunden, Vereinen usw. an
- (21) sie erwerben Besitz und identifizieren sich damit
- (22) sie erleben Sexualität und sind empfänglich für Erotik
- (23) sie möchten lieben und hoffen, auch geliebt zu werden
- (24) sie wollen für sich sein, aber auch gerne mit anderen
- (25) sie können krank werden und müssen sterben
- (26) sie sind schöpferisch und fähig zur Veränderung
- (27) sie wollen selbst bestimmen und wünschen sich Begleitung
- (28) sie schätzen das Arbeiten und freuen sich auf Fest und Feier
- (29) sie sind Mitglied einer Gesellschaft (Gemeinschaft)
- (30) sie benötigen Rollen und sie übernehmen Rollen
- (31) sie sind auf dem Wege und brauchen „Orte“
- (32) sie mögen teilen und sie mögen empfangen
- (33) sie leben mit Räumen und in der Zeit
- (34) sie sind von Sehnsucht erfüllt
- (35) sie wollen *willkommen* sein
- (36) .
- (37)

Leit-Sätze zur *heilpädagogischen* Arbeit in einer *integrativ (inklusiv)*geführten Einrichtung:

- (1) Jeder Aufnahme eines behinderten Kindes oder Jugendlichen, unabhängig vom Schweregrad, muss eine bewusste wie auch reflektierte **Entscheidung** vorausgehen, wo auch alle Bedenken wie auch alle Träume ihren Platz haben.
- (2) Behinderte Kinder bzw. Jugendliche sind insonderheit auf ihre **Kompetenzen** zu betrachten, ohne ihre Behinderungen oder Schädigungen dabei in unberechtigter Weise zu vernachlässigen oder gar zu übergehen.
- (3) Aufgabe und Ziel eines Integrativ arbeitenden Kindergartens ist *nicht primär* eine behinderungsspezifische Förderung, sondern die **Realisierung** eines **gemeinsamen** Lern-, Lebens- und Spiel-**Alltags** und des **Gruppenlebens**.
- (4) Eine integrative bzw. **inklusive** pädagogische Arbeit macht eine hohe **interdisziplinäre Zusammenarbeit** erforderlich.
- (5) **Räumliches Zusammensein** allein ist eine Voraussetzung für, aber noch **keine** vollzogene und schon gar keine **gestaltete Integration oder Inklusion**.
- (6) Die Auseinandersetzung mit den eigenen **Normvorstellungen** bzgl. sog. Normalität ist sowohl für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie auch für die beteiligten Eltern unerlässlich. Schwächen wie Begabungen haben gleichen Wert.
- (7) Alle Beteiligten sollten dieses Vorhaben in entschiedener **Freiwilligkeit** angehen und an der **gemeinsamen Aufgabe** gemäß der ihnen jeweils eigenen **professionellen** Kompetenz mitwirken.
- (8) Eine **entwicklungsbezogene Individualisierung** ist die Grundlage jeder integrativen bzw. **inklusive Pädagogik**, wenn sie **fachlich überzeugen** und dem einzelnen Kind in seiner **Entwicklung** und seinem Selbst-Werden nützen soll.
- (9) Vor allem heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit wird leider immer wieder als Feld für **Ideologisierung** missbraucht; die Forderung nach **Integration** ist hierfür ein besonders eindrucksvolles, aber eben doch oft negatives Beispiel.
- (10) **Integrative** bzw. inklusive Förderung schließt **spezielle** Hilfen keineswegs aus, wie auch umgekehrt spezielle Angebote keine Absage an integratives bzw. inklusives Bemühen sind.

Dieter Fischer (2008)

LEICHTIGKEIT

Bert BRECHT

Wenn ihr fertig seid mit eurer Arbeit, soll sie *leicht* aussehen. Die *Leichtigkeit* soll an die Mühe erinnern; sie ist überwundene Mühe oder die siegreiche Mühe. Gleich zu Beginn eurer Arbeit müsst ihr jene Haltung einnehmen, welche auf die Erzielung der *Leichtigkeit* los geht. Ihr braucht nicht die Schwierigkeiten auslassen, sondern ihr müsst sie sammeln und durch eure Arbeit leicht machen. Nur jene *Leichtigkeit* hat Wert, welche die siegreiche Mühe ist.

Es gibt eine Haltung des Beginns, welche für die Erzielung der *Leichtigkeit* günstig ist. Sie kann gelernt werden. Ihr wisst, die Meisterschaft besteht darin, dass man gelernt hat, will man alle seine Kräfte aufbieten, muss man sie schonen. Man darf nichts tun, was man nicht kann - auch nicht, was man noch nicht kann. Man muss seine Aufgabe so zerteilen, dass man ihre Teile *leicht* bewältigt, denn der Überanstrengte erwirbt keine *Leichtigkeit*....



Foto: Klaus König

Zusammengestellt von

Dr. Dieter FISCHER – Altenbergring 58 – D-97999 IGERSHHEIM – DGF-Fischer@t-online.de

